



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
„Wiesbadener General Anzeiger.“



No. 48.

Wiesbaden, den 3. December 1896.

I. Jahrgang.

Druckfehler.

Von Th. V. Gall.

(Nachdruck verboten.)

Nichts ist ärgerlicher, als wenn uns beim Lesen irgend ein sinnstörender Druckfehler in das Auge fällt! Wir haben uns in eine stimmungsvolle Schilderung vertieft, eine geistreiche Abhandlung fesselt unser ganzes Interesse: da plötzlich taucht so ein Kobold vor den Blicken auf, der Alles, was in unserem Geiste rege geworden, schlantweg über den Haufen wirft. Vergebens, daß man die Stimmung zurück zu zwingen sucht oder das Denken in sein früheres Geleise! Vollständig gelingen wird das doch in den seltensten Fällen. Die Arbeit des Autors, an welcher wir bisher unsere innigste geistige Freude hatten, vermag uns nicht mehr zu fesseln; die gesammte Wirkung ist mit einem Schlage unterbunden worden durch einen einzigen Buchstaben, welchen der Kobold des Setzerkastens an eine nicht gehörige Stelle geschmuggelt hat. Wenn aber schon der Leser unangenehm berührt wird durch solchen Druckfehler, um wie viel mehr erst der Autor, der oft einen Theil seiner Arbeit dadurch geradezu um ihren ästhetischen Werth gebracht sieht! Wie hat er sich abgemüht, wie gegrübelt — nun ist ein einziger Buchstabe im Stande, ihm die ganze Freude an dem, was er geschaffen, zu vergällen! Und das winzige Ding läßt sich beim besten Willen nicht fortbringen.

Da steht es trotzig in Reich' und Glied mit den übrigen Schriftzeichen, wie wenn es sagen will: „Du kannst Dich auf neunundneunzig Köpfe stellen — ich rühre mich nicht vom Plage!“ Oder es grinst ihn wohl gar höhniß an, wie wenn es sich über ihn lustig machen wolle. Da giebt es in der That für den Autor kein anderes Mittel, als sich stillschweigend in sein Schicksal fügen. Einen gar argen Streich hat der Druckfehlerengel einmal dem in jüngster Zeit so viel genannten Gregor Samarow gespielt. In der Zeit, da seine Romane von dem deutschen Lesepublikum geradezu verschlungen wurden und die fettesten Honorare in seine Tasche flossen, kam er auf den Gedanken, selber eine Wochenschrift herauszugeben. Sie sollte den wohlklingenden Titel: „Der Reichs Spiegel“ führen. Die Nummer ist redaktionell fertiggestellt, die Maschinen laufen, um nur ja die große Auflage rechtzeitig in die Öffentlichkeit zu bringen. Am nächsten Morgen greift der Herausgeber begierig nach der Nummer. Da — o Graus! — Er traut seinen Augen nicht, aber das Gräßliche war dennoch der Fall. Durch Verstellung der Buchstaben und eine

ebenso überflüssige wie ungehörige Einschaltung hatte der Setzer aus dem „Reichs Spiegel“ einen „Reichs petigel“ gemacht.

Man könnte einen Strauß zusammenstellen, gewunden aus all dem tollen Unkraut, welches unser Kobold des Setzerkastens emporwuchern ließ. In einer höchst stimmungsvollen landschaftlichen Schilderung lesen wir einmal: „Am Saume des Waldes stand eine uralte Tanke, die zwei Männer kaum zu umspannen vermochten“. . . Die Familiennachrichten einer viel gelesenen Zeitung enthielten den sehr doppelstimmigen Nachruf: „Den 5. Februar verschied unser hochverehrter Freund, der Rentier Zoberle. Nur wir wissen, was wir an ihm verloren! Die Mitglieder des Statklubs Gemüthlichkeit“. . . Ein Theater-Kritiker schloß seinen sonst höchst anerkennenden Bericht mit der folgenden, durchaus unfreiwilligen Wendung: „Gleich nach Beerdigung des Lustspiels erschien der Autor vor dem Publikum“. . . Die Schilderung einer Panik enthielt den Satz: „Mehrere Damen verloren angesichts der drohenden Gefahr den Bvps“. . . Ein Militärschriftsteller muß sich von unserem Kobold den folgenden Streich spielen lassen: — „Der Grenadier Müller wurde in diesem Gefecht durch einen Wanzentisch leicht verwundet“. . . In dem Roman eines hoch berühmten Autors kam die Stelle vor: „Und er beugte sich nieder zu seinem tief betärmeltesten Vater“. . . Selbst unsere Klassiker sind vor den boshaftesten Druckfehler nicht sicher: „Das eben ist der Liebe Zauber macht, daß sie verehelt, wen ihr Hauch berührt“. . . Einem Axtila-Reisenden verbessert der Schalk im Setzerkasten seine Mittheilung, indem er die folgende Veränderung vornahm: „Als der Regershauptling auf seiner Spazierfahrt den Missionär erblickte, nahm er ihn zu sich in den Magen“. . . Aehnlich spielt er einem modernen Novellisten mit, dem er schreiben läßt: „Da ergreift der Graf die Hände des schönen jungen Mädchens und sah ihm eine Meile tief in die Augen hinein“. . . Auch die nachstehende Buchstaben-Bertauschung sieht aus, als ob sie absichtlich von unserem Kobold ausgeführt sei: „Den Vorsitz im Frauenvereine führte Frau Landgerüchsräthin Klatsch“. . . Ebenso ist ihm der fernere Streich zuzuschreiben: „Ein hochgewachsener junger Mann — jeder Zoll ein Elefant — betrat den Salon“. . . Den Toast bei der höchst patriarchalischen Feier gelegentlich des Jubiläums eines allseits verehrten Gutsherrn läßt er folgendermaßen ausklingen: „Und dann erhob der Verwalter das Glas und rief mit kräftiger Stimme: „Der Herr Graf und die Frau Gräfin und die ganze gräßliche Familie — sie lebe hoch!“ . . . Der Lokal-Theil einer Zeitung ent-

hält unfreiwillig das sehr hübsche Wortspiel: „Bei dem gestrigen Wäckerstrike war die Wäckerherberge der Semmelplatz der wildesten Leidenschaften“ . . . Die Folgen eines Ueberfalls in dem Betriebe der Großstadt schildert der Sezerlobold mit folgendem Unsinne: „Doch muß der Arme noch seinen vorletzten Arm in der Winde tragen“ . . . Einen urkomischen Streich spielt er dem Musikritter einer Zeitung, in deren Spalten er auch sonst geradezu Orgien im Anrichtigen des tollsten Blödsinns feiert: „Lebhaften Besuchs hatte sich die Aufführung der „Schöpfung“ von Haydn zu erfreuen, welche, wie alljährlich zur Freude aller Freunde der Tonkunst, durch den gemischten Chorverein veranstaltet wurde“ . . . Den Sultan macht unser kleiner Thunichtgut wohl nicht ohne Absicht zum Beherrscher der „Gläubiger“ und den Fortsetzung-folgt-Theil im Feuilletton einer Zeitung läßt er höchst indiskret folgendermaßen ausklingen: „Wegen momentaner Geldverlegenheit sah sich der Graf genöthigt, ein Grundstück zu verkaufen. (Schloß folgt.)“ — — —

Natürlich sucht man das Unheil, welches der Teufel des Sezerlastens angerichtet hat, möglichst wieder gut zu machen. Es folgt gewöhnlich eine Berichtigung. Aber das ist es gerade, was er am Meisten haßt. Dies mußte eine Zeitung erfahren, in deren Bericht über eine Festlichkeit sich folgender Druckfehler eingeschlichen hatte: „Der Rommerz wurde verherrlicht durch den vierstimmigen Gesang der Liedertafel. — Am nächsten Tage Berichtigung: Selbstverständlich muß es in der vorigen Nummer heißen: „Der Rommerz wurde verherrlicht durch den vierstimmigen Gesang der Liedertafel.“ — Am dritten Tage: Wir bitten die geehrte Liedertafel, den gestrigen Druckfehler gütigst entschuldigen zu wollen . . . Als der französische Theaterdirektor Lafont mit seiner Truppe nach Liverpool kam, wollte er das Publikum auch mit dem damals so sehr beliebten reizenden Drama der Frau von Girardin „La joie fait peur“ (Die Freude löst Furcht ein) bekannt machen. Wohl wissend, wie wenig die Engländer, also auch die Sezer, mit der Sprache seines Landes umzugehen verstehen, beabsichtigte er, in eigener Person die Korrektur des Theaterzettels vorzunehmen. Man überbrachte ihm den ersten Abzug, welcher die Worte enthielt: „La joie fait pure“ (Die Freude reinigt.) Der Theaterdirektor verbesserte das Wort und bringt auf einen zweiten Abzug. Dieser erscheint alsbald, und diesmal lautet es: „La joie fait puer“ (Die Freude macht stinkend). Neue Korrektur, und mit ihr das heilige Versprechen des Sezers, daß diesmal kein Irrthum mehr stattfinden soll. Herr Lafont legt sich ruhig zu Bett. Am nächsten Tage war an allen Stroßenecken Liverpools mit Eisenbuchstaben zu lesen: „La joie fait père“ (Man wird aus Freude Vater).

Zweilen werden auch Druckfehler absichtlich eingeschmuggelt, wenn damit eine bestimmte Wirkung erzielt werden soll. Als der gesetzlich genehmigte Zolltarif der Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1864 gedruckt wurde, versuchten einige englische Fabrikanten, den Direktor der Bundesdruckerei zu Washington zu bestechen. Es gelang ihnen in der That, und sie setzten es durch, daß beim Eisenblech das Komma um eine Stelle versetzt wurde. Sie wollten nämlich den Schein erwecken, als ob verzinnnte Eisenbleche nur soviel Zoll zu bezahlen hätten, wie gewöhnliche. Erst nach siebzehn Jahren merkte man in Amerika den Irrthum oder vielmehr den Betrug. Onkel Sam war außer sich. Den Schaden an Zollgebühren, die

ihm dadurch entgangen sind, schlägt er auf die Kleinigkeit von 50 Millionen Dollars an.

Wir sagten schon oben: selbst unsere erlauchtesten Geister sind nicht gefeit vor den Streichen des kleinen Teufelchens im Sezerlasten. In einer nach Tausenden zählenden Auflage der Gedichte Goethe's lautete der Schluß vom „König in Thule“ statt „die Augen gingen ihm über — So oft er trank daraus“: „Die Augen gingen ihm über — So oft trank er daraus.“ In Lessing's Werken haben sich, wie Wilhelm Buchner sehr scharfsinnig nachgewiesen, zwei Druckfehler eingeschlichen. Sie sind wohl in sämtlichen Auflagen enthalten und konnten fast während eines vollen Jahrhunderts von einer in die andere übergehen, ohne daß man sie bemerkte. In „Minna von Barnhelm“ nennt sich der famose Chevalier Micaud de la Marlinière in der Scene, wo er bei unserer Heldin eintritt, noch außerdem mit seinem vollen Titel „Seigneur de Pret-au-val, de la Branche de Prens'd'or.“ Die Hindeutung auf des Chevaliers ehrlose Geldschnapperei und Betrügerei hat Lessing in dem zweiten Namen charakteristisch ausgedrückt. Und gewiß wollte er auch neben dem „Goldnehmen“ den Micaud als einen Herrn „Bereit zum Diebstahl“ bezeichnen. Es wird also jedenfalls zu lesen sein „Pret-au-val.“ Bei des Dichters kleiner und unleserlicher Handschrift konnte ein solcher Druckfehler sehr gut vorkommen. Merkwürdig ist nur, daß er so lange fortwucherte, ohne entdeckt zu werden. Einen geradezu sinnstörenden Druckfehler aber finden wir in „Nathan der Weise“. Auch seine Entdeckung haben wir dem Scharfsinn des obengenannten Litterarhistorikers zu danken. „In der fünften Scene des zweiten Akts“, sagt er, „wird das erste Zusammentreffen des Tempelherrn mit dem jüdischen Weisen geschildert. Der Tempelherr behandelt Nathan Anfangs sehr von oben herab, bis dieser ihn durch seine milde Nachgiebigkeit entwaffnet. Nathan sagt:

„Ich weiß, wie gute Menschen denken, weiß
Daß alle Völker gute Menschen tragen.“

Der Tempelherr will einen Unterschied geltend machen, den aber Nathan nur in Bezug auf Außerlichkeit anerkennt. Dann spricht er die berühmten Worte:

„Mit diesem Unterschied ist's nicht weit her.
Der große Mann braucht überall viel Boden
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste. Mittelgut, wie Wir,
Find't sich hingegen überall in Menge.
Nur muß der Eine nicht den Andern mäkeln.
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.“

Bei flüchtigem Dahinlesen fällt uns hier gewiß nicht das Mindeste auf. Der Vers: „Der große Mann braucht überall viel Boden“ birgt ein Bild, das uns sogar durchaus gut anmuthet. Aber dann folgt der Nachsatz: „Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen sich nur die Aeste.“ Nun werden wir wohl oder übel stutzig . . . Was für mehrere? . . . Etwa Männer? . . . Die können unmöglich gemeint sein, wenn man von „Knorr“ und „Knubben“, von „Gipfelchen“ und der „Erde“ entschossen liest! Lessing kann hier nur den Baum im Auge gehabt haben: dann sind alle diese Ausdrücke durchaus am Platze. Buchner hat Recht: hier liegt unter allen Umständen ein Druckfehler vor, einer jener losen Streiche, die der Schelm im Sezerlasten an den in Reih' und Glied aufgestellten Setzern nur zu gern auszuüben pflegt.



Die Montedji und Capuletti des Rads.

Humoreske von Alfred Friedmann.

(Nachdruck verboten.)

Arthur Wegemann und Luise Wildner waren prinzipielle Gegner des Radsfahrens.

Warum sollten sie es auch nicht sein?

Beide konnten ja nicht Radfahren!

Und man ärgert sich immer, wenn man einen Andern sieht, der etwas mehr kann, als man selber.

Da hatten Sie denn Gelegenheit, sich von Morgens bis Abends zu ärgern, denn wie ein Tag folgte ein Rad dem voranlaufenden, auf den Straßen, auf den Chaussees, im Freien.

So haßten Sie es denn.

Sie hatten ja auch so Recht!

Einmal hörten sie, wie zwei Leute in einer Tramway gegen das Rad argumentirten.

Sie fuhren damals gerade, er, mit seinem Regenschirm und seiner Cousine (das war sie, Luise) und sie mit ihm (das war er, Arthur) und ihren Eltern ins Berliner Theater, um Wilbenbruchs Heinrich den Vierten in drei Stunden vierzig Jahre alt werden zu sehen.

Da sie die Anklagen und Verdammungsurtheile der beiden Sprecher vollkommen theilten, brauchten sie heute und später nicht mehr ihre eigenen Ansichten auszutauschen.

Sie sahen sich nur verständnißsinnig an.

Und der irrte sich gewaltig, der dies innige Verständniß auf etwas Anderes bezog, als auf die gemeinsame, selbstverständliche, stillschweigende Verachtung des Rades.

„Da fährt schon wieder so ein Scheerenschleifer!“ sagte der dicke Herr, für den es überhaupt kein Rad gegeben hätte, mit ablehnend hoheitsvoller Geberde.

„Daß die Polizei das erlaubt!“ erwiderte sein Gegenpart, eine Hopfenstange, die in der Tramway den Hut abnehmen mußte und auf dem Rad ein paar Sterne abgestoßen hätte. (Also die Stettiner Sänger!*) (Ganz richtig.**)

„Und als ob es keine Droschken erster und zweiter Klasse, Omnibusse —“

„Die sind doch, wie schon das Wort besagt, für Jedermann!“ unterbrach der Lange

„Tramway, Dampfbahnen und so weiter gäbe, welche für ein sicheres Fortkommen ohne Unfall . . .“

„Für den Fußgänger!“

„Natürlich! . . . ausgiebig sorgen!“

„Ohne des ehlen Pferdes zu denken, das nie murrte, auf dem härtesten Pflaster nicht versagt, durch alle Wetter über Thal und Berg geht . . .“

„Sogar durch!“

„Wie meinen Sie das? Durch den Berg? fragte der Dicke, perplex.“

„Nein, es geht oft durch!“ erläuterte der Lange.

„Aber doch nicht immer!“

„Gott sei Dank! Uebrigens bin ich nie Reiter gewesen. Und dann, ich bitte Sie, wie sieht gar eine

Dame — unterbrechen Sie mich nicht, bitte — einerlei, ob alt oder jung, auf so einem Ding aus, das einmal die linke oder rechte Seite eines Wagens gewesen zu sein scheint, dem man Kutschbock, Kasten und zwei Räder, rechts oder links —“

„Nebst Deichsel“, vervollständigte der Lange, „Genommen zu haben scheint. Beinahe hätte ich selbst gelacht.“

Aber der Dicke blieb erst und ablehnend, trotz seines guten Scherzes.

„Also, wie sieht so eine Dame aus, die nicht gehen und nicht fliegen kann, mit den Beinen, ach, mit welchen Beinen, in der niederen Luft herumstrampelt, der Aermel, Pumphosen . . .“

„Oft nicht bezahlte!“

„Nachfliegen . . .“

„Ohne sie erreichen zu können . . .“

„Nein . . . sie hat sie ja schon an! Und dann, wie unpassend!“

„Na, wenn sie gut sitzen!“

„Wie meinen Sie das? Verstehen Sie mich doch recht! Unpassend in jeder Beziehung finde ich das Radfahren für jede Dame jeden Alters und Geschlechts! Die Gründe erlassen Sie mir wohl!“

„Gerne!“ Umsomehr, als es die meinen sind!“

Hier war die Charlottenstraße erreicht, und Cousin und Cousine nebst Zubehör, Regenschirm, Eltern u., flogen aus.

Auf dem kurzen Wege bis zum Theater deutete nur ein Händedruck, den Beide wechselten, obwohl Jeder das Seine behielt, die Uebereinstimmung ihrer Ansichten mit denen der Stettiner Sänger an.

Kurz darauf verlobte sich Ernestine Wegerich mit Hugo von Bierstein. Ernestine war für Luise im Weiblichen, was Hugo für Arthur war. „Bande der Freundschaft . . .“ u. s. w.

Hugo schenkte seiner Braut — früher gab man ein Schäschen, später ein Hündchen — ein Rad. Die Fabrikmarke ist gleichgültig — so gleichgültig, wie — wie sich die Theaterbesucher damals im Berliner Theater amüßten hatten. Denn das war längst durch neue That- sachen überholt worden.

Arthur und Luise waren einfach außer sich.

Daß Hugo einem Radsahrerklub angehörte und, um es geradeheraus zu sagen, „passionirt“ war, hatte sogar schon einmal die Bande der Freundschaft ange- nagt, zu zerreißen gedroht.

Luise b:mittelidete Ernestine und Ernestine lachte Luise, die Freundin, aus. Seitdem sie fuhr, lachte sie in Einem fort.

Innerlich empört, begleitete Luise einmal Ernestine auf einen . . . Rennplatz — sagen wir einen Lawn- Tennis-Platz, auf welchem Damen ungestört und ungenirt Rad fahren lernen, oder wenn sie es schon können, Meisterschaft zu erlangen vermögen. Das heißt: sie fahren ohne Hände, ohne Beine — natürlich — figürlich gesprochen und gefahren!

Der Platz war asphaltirt. Er lag draußen ganz im Grünen. In den Platanen und Kastanienbäumen, die man ringsum gepflanzt oder stehen gelassen hatte, säufelte ein feiner West, die Nachtigallen sangen darin so schön, wie im Treptower Park. Ernestine flog auf, grazios und leichtfüßig, wie sie war, der Strahl der

* Anm. des Scherz.

** Anm. des Autors als Korrektor.

flinkenden Sonne vergoldete die Nickelspeichen ihres schnell dahintanzenden Stahlrosses, und ihre zarte Gliedmaßen, die leicht aufliegende Blouse ließen sie wie einen mit himmlischer Dofschafft ausgerüsteten Engel erscheinen. Sie fuhr große und kleine Kreise, Achter, Kurven von beängstigendem Durchmesser — aber sie fiel nicht, sie hatte nicht — warm, und sie lachte, lachte, lachte vor Uebermuth und Lebrenslust.

„Steig einmal auf!“ rief sie Luise abspringend zu. Diese — man sollte es kaum glauben — man sollte sogar nach Allem glauben, sie würde jener mit Grobheiten dienen — ließ es sich nicht zweimal sagen. Mit ein paar Nabeln wurden Falten gesteckt. Ernestine ging rechts, der privilegirte (d. h. bezahlte und angestellte) Lehrmeister links und nach zwei-, dreimaligem Umkreisen der Bahn, sanft gestützt, lächelte Luise.

„Los!“ rief Ernestine, und Luise — fiel um. Das heißt, ihre Fußsohle kam von dem Pedal auf die Erde, sie warnte — aber es geschah weiter nichts.

Noch an demselben Abend aber konnte Luise — radsahren. Natürlich kam die Reue zu spät. Wie sollte sie das Arthur gestehen?

„Thu's auch gar nicht!“ rief Ernestine, „schenk ihm zu seinem Geburtstag ein Rad!“

Gesagt, gethan!

Den Zorn Arthurs kann sich jeder Gebildete denken. Die Folgen bleiben auch nicht aus. Wenn er nun mit Luise in früher Morgenstunde den Kursfürstendamm hinausfährt, den Droschken ein Schnippen schlagen — das kann er auch schon — den Reitern, die vor der Dampfbahn ängstlich halten, vorausfliegend, durch das neue strahlende Halenssee, auf spiegelglatten Chaussees mit tönenden Namen gen Hundebefehle, wenn dort am See der wie ein liebend Auge feuchtlänzend leuchtet, Rad auf Rad ansaust, Alles Leben, Liebe, Hunger zu sein scheint, wenn Gesundheit und Kraft, Geschicklichkeit und Ausdauer sich da ein Rendezvous gegeben haben — dann verzeiht Arthur immer Luise das Danaergeschenk.

Er sagt jedesmal: „Aber redlich geplagt hab' ich mich, eh' ich's konnte!“

„Ich hab's an einem Tag gelernt!“ neckt Luise.

Und schließlich machen die Beden Ernestine und Hugo Alles — aber auch Alles — nach! — Selbst das Verlieben und Verloben.

Ergreifend.

Sie schwärmt für Kunst in jeder Manier,
Sie greift zum Gesang, sie greift zum Klavier,
Sie greift zum Pinsel, malt Mensch und Thier,
Greift auch zur Leier, o glaubt es mir,
Und bringt Ergreifendes zu Papier,
So daß zum Schluß zu ergreifen mir
Nichts übrig bleibt als das — Hasenpanier!

(H. W.)



Allelei Humoristisches.

Monolog eines Dichters.

„... Am geschicktesten ist, ich schreib' einen Einakter — da merkt man's kaum, daß man durchfällt!“

Ein Schläuer.

Vater: „Sage mal, Max, wie geht das zu, daß Du nie eine gute Zensur nach Hause bringst?“

Max: „Schau, Papa, wir sind zu Viele, und bis ich an die Reihe komme, sind die guten Zensuren natürlich schon alle weg.“

Woran es hapert

In der Töchterchule ist ein Streit ausgebrochen, ob die Lehrer in den höheren Klassen „Du“ oder „Sie“ zu den Schülerinnen sagen sollen.

Das Einfachste wäre, die einzelnen „Töchter“ zu fragen, wie sie angeredet werden wollen. Aber das hat auch seine Schattenseite. Denn wenn ein Lehrer fragt: „Soll ich Du zu Ihnen sagen?“ dann heißt es gleich: „Sprechen Sie mit Mama.“

Recept

(dem Verein „Zonentarif“ gewidmet).

Für eine Mark — nein, für nichts durch ganz Deutschland zu reisen:

Man nehme in München aus einem Geldschrank, der einem Andern gehört, eine größere Summe und reise damit nach Hamburg. Nach Meldung beim ersten besten Schutzmann darf man dann die Reise von Hamburg nach München auf Staatskosten zurücklegen.

Aus der „Wiener Luft.“

Heirathsmittler: Wann werde ich meine Provision bekommen?
Kunde: Bis ich geschieden bin.

Veneidenswerthe Situation.

— Es haben's aber gut da oben, Herr Dachdecker.
— Glauben S', daß das a Vergnügen is, den ganzen Tag auf die Dächer umz'krabln?!
— Aber sicher sein S' wenigstens vor die Radfahrer!

Der Pantoffelheld am Politisir-Tisch.

— Was sagt D' zu dem Sprachenkonflikt in Böhmen?
— I kann mir 's lebhaft vorstell'n, was dö armen Deutschen dort aus'nehn hab'n!
— So! Kennst Du die Situation in Böhmen so gut?
— Dös net, aber mei — Weib is ja a . . . Böhmin!

Kindliche Auffassung.

Schüler der dritten Klasse: Die Studenten haben's gut, Papa!
Der Vater: Warum denn? Glaubst Du vielleicht, daß die Studenten nicht zu lernen brauchen?
Der Schüler: Das nicht, aber raufen können sie nach Belieben.

Zwischen Platschbasen.

— Die Olga geht zum Theater, hat sie denn Neigung zur Bühne?
— Nein, aber zu einem Baron.

Mißverständnis.

Braut: Hast Du Papa schon Alles gestanden?
Bräutigam: Alles noch nicht, vorläufig bloß zehntausend Gulden.

Immer derselbe.

Mathematiker (zu seiner Braut): „Also, von heute an erhältst Du durchschnittlich zehn Küsse per Tag, macht 3650 Küsse per Jahr . . . zu mehr habe ich keine Zeit.“

Geschäftlich.

„Welche meiner Töchter wollen Sie also heirathen?“
„Rathen Sie mir, ich verlasse mich ganz auf Ihre Coufance.“